

Der Erhalt des industriellen Erbes im Ruhrgebiet

Das industrielle Erbe ist ein Begriff, der in der Deutschen Sprache einen sehr weit gefächerten Inhalt haben kann. International wird er gebraucht, um vor allem die erhaltene materielle Substanz der industriellen Vergangenheit bzw. den Umgang damit zu benennen, also z. B. Baudenkmale, Maschinen und städtebauliche Strukturelemente. Im Ruhrgebiet haben diese Erbschaften in der Regel die Städte und Räume geprägt und nicht übersehbare Zeichen hinterlassen, mit deren Umgang man sich sehr unterschiedlich beschäftigte. Diesbezüglich weiterführende Fragen, beispielsweise ob man sich für ‚Alt‘ oder ‚Neu‘ alternativ zu entscheiden habe, oder ob beides miteinander existieren könne, sind dabei für den hier zu betrachtenden Raum nach dem erkennbaren Ende der schwerindustriellen Epoche gar nicht gestellt worden. Auch heute noch ist keine wirklich einheitliche Strategie des Bewahrens oder Erneuerns zu registrieren, mit dem Ergebnis, dass sowohl weltweit einzigartige Ensembles von gewaltiger Größe mit bewundernswertem Engagement erhalten bleiben als auch gleichzeitig wunderbare Erbstücke in banausischer Weise verkommen, abgerissen oder im Modernisierungswahn geradezu abgeschlachtet werden.

Das Trauma der Deindustrialisierung (1959–1968)

„Das Ruhrgebiet sitzt auf der Kohle“ pflegten die Manager der Stahlindustrie in den 20er Jahren zu sagen. Es waren die technischen Innovationen zur wirtschaftlich sinnvollen Ausbeutung der Kohlenlagerstätte, welche die industrielle Eroberung des Raumes ermöglichten, der unter dem Namen ‚Ruhrgebiet‘ bzw. ‚Revier‘ als das größte Industriegebiet Europas und vielleicht der ganzen Welt galt und gilt. Von der Ruhr im Süden bis an den Rand des Münsterlandes im Norden, vom Niederrhein im Westen bis nach Ahlen im Osten ist seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ein Gebiet entstanden, in dem 150 bis 200 Großbergwerke mit Belegschaften von 3.000 – 8.000 Arbeitern sowie ca. zwanzig gemischte Werke der Stahlindustrie mit Belegschaften von häufig mehr als jeweils 30.000 Arbeitern das Bild der Landschaft charakterisierten. Doch nur etwa 100 Jahre dauerte die Blütezeit der Schwerindustrie, die sich auf dem Boden eines ländlichen Raumes mit stark differenzierter, uneinheitlicher Verwaltung eine neue, industrielle Region geschaffen hatte. Der Grundbesitz einzelner Städte, wie beispielsweise Gelsenkirchen, war mit über 30 % in der Hand der Schwerindustrie. Bergwerksdirektoren galten als Könige der städtischen und vorstädtischen Bereiche über ihrem Grubenfeld, die jenseits aller Verwaltungsgrenzen ihr Umfeld nach dem Gesetz der optimalen Betriebsentwicklung regierten. Das Ruhrgebiet war zum Industriegebiet mit etwa 6 Millionen Einwohnern geworden. Dann kündigte sich mit schweren wirtschaftlichen Krisen 1959 schon das Ende dieser – in historischen Verhältnissen extrem kurzen – Epoche an.

Im Unterschied früheren Krisen wie den Zechenstillegungen, die in wirtschaftlich schwierigen Zeiten der 20er Jahre schon einmal zu registrieren waren, bedeuteten die ersten Stilllegungen von Bergwerken zu Beginn der 60er Jahre den Anfang einer nicht mehr zu übersehenden Deindustrialisierung. Die Stadt Bochum mag als eindrucksvolles Beispiel für die Betroffenheit einer Kommune gelten, weil hier innerhalb eines Jahrzehntes von 1960 bis 1970 sämtliche Bergwerke ihren Betrieb einstellten. Während sich die Betreibergesellschaften der Bergwerke mit einem möglichst reibungslosen Rückzug beschäftigten, stand die Stadt Bochum sowie die Arbeitnehmervertreter der Betreibergesellschaften vor dem Problem des Verlustes von einigen zehntausend Arbeitsplätzen. Die erste modellhafte Antwort auf den Umgang mit dem industriellen Erbe sollte in diese Zusammenhang auf dem Gelände der stillgelegten Zechen Dannenbaum und Bruchstraße in Bochum gegeben werden.

Den ehemaligen Bergwerksbetreibern konnte von der Stadt Bochum die Flächen der beiden Bergwerke abgerungen werden. Daraufhin wurden die Übertageanlagen umgehend abgerissen und die Autofabrik der Firma Opel versprach, den Arbeitsplatzverlust durch neue Arbeitsplätze auszugleichen. Dieses Beispiel sollte vorbildhaft für das Denken der Stadtentwickler in den folgenden Jahrzehnten werden. Der Abriss alter Betriebsanlagen und die Flächenanierung der alten Bergarbeitersiedlungen zugunsten neuer, zukunftsfähiger Fabrik- und Wohnbauten sollte zur modellhaften Lösung werden, die sich dauerhaft in den Köpfen der Planer einnistete. Dabei hatte das ‚Alte‘ seine Schuldigkeit getan, war mit dem Stigma des Unterganges behaftet – und mit dem ‚Neuen‘ sonnte man sich in der Sonne noch unerprobt jedoch positiver Zukunftsbeschreibungen. Die Städte des Ruhrgebietes verbannten sogar die Bilder von Fördergerüsten ihrer Zechen aus ihren Publikationen zugunsten der modernen Arbeitsstätten und Wohnviertel. Die industrielle Vergangenheit schien eine ungeliebte Erbschaft zu sein, die man auch nicht antreten wollte.

Es kündigte sich ein Raubbau an der eigenen Kultur an, der scheinbar analog zum Abbau der Kohlenlagerstätte gewaltige Hohlräume der eigenen Geschichte zu hinterlassen versprach. Dies knüpfte an Traditionen an, zu denen Conrad Matschoss bei seiner Suche nach Technischen Kulturdenkmälern des Ruhrgebietes im Jahre 1932 wie folgt bemerkte: „Die erst in den letzten beiden Jahrhunderten gleichsam aus dem Boden gestampfte Industrie ist zwar für den Freund des rastlos pulsierenden Lebens äußerst anziehend und reizvoll. Kulturdenkmale ... dürften jedoch hier sehr selten sein, da bei der Enge des Raumes und in dem steten Kampf zwischen Natur und Mensch diesem, um Platz für neue Großtaten zu gewinnen, in der Mehrzahl der Fälle nur eine Vernichtung des Alten übrigblieb.“¹

1 Conrad Matschoss/Werner Lindner, Technische Kulturdenkmale, München 1932, S. 43.

Agenten und Agenturen für den Erhalt des industriellen Erbes (1968–1984)

Es waren zwei Grundgedanken, die am Ende der 60er Jahre eine erste Perspektive auf die industrielle Erbschaft des Ruhrgebietes eröffneten.

Sowohl die Entdeckung der Baukultur auf den ehemals verschlossenen Geländen der Schachanlagen und Hüttenwerke, als auch die Entdeckung sozialer Qualitäten der alten Arbeitersiedlungen führten zu einem ersten, partiellen Umdenken.

Die Initialzündung zur Entdeckung der Baukultur ging von dem im Jugendstil gestalteten Eingang zur Maschinenhalle der Zeche Zollern 3/4 in Dortmund aus. Eine Initiative von engagierten Personen empörte sich im Jahre 1968/69 bei dem Gedanken, dass ein solches Beispiel der Baukultur eines Industriegebäudes dem Abriss verfallen sollte. Angesichts der eindrucksvollen Bilder der Halle wurde verblüfften Politikern der Region die Defizite ihrer bisherigen Strategie sehr schnell bewusst und man rief zwei bedeutende ‚Institutionen‘ zur Bewahrung des industriellen Erbes ins Leben.

Zum einen öffneten die beiden auch für das Ruhrgebiet zuständigen Denkmalämter in Westfalen (Münster) und im Rheinland (Brauweiler) ihren Horizont für die Perspektive auf Denkmale der Industrie und richteten dann 1973/74 Planstellen für Industriedenkmalpflege ein.

Zum anderen wurden – entsprechend der seit den Streitigkeiten der Franken Karls des Großen und der Sachsen um 800 nach Chr. manifesten Trennung zwischen Rheinland und Westfalen, die auch das Ruhrgebiet noch heute in der Mitte teilt² – zwei Industriemuseen gegründet. Im Jahr 1979 das Westfälische Industriemuseum mit der Zentrale auf der Zeche Zollern 3/4 in Dortmund und im Jahr 1984 das Rheinische Industriemuseum mit der Zentrale in einer ehemaligen Zinkfabrik am Hauptbahnhof Oberhausen. Beide Industriemuseen und die Denkmalpflege verpflichteten sich besonders für die Bewahrung des baukulturellen Erbes der Region.

Die DenkmalpflegerInnen versuchten durch Schnellinventare und exemplarische Untersuchungen Zeichen zu setzen für eine planvolle Erhaltungsstrategie. Damit gelang es eine beachtliche Reihe von Zeugnissen der industriellen Vergangenheit des Ruhrgebietes zu erhalten. Angesichts der Schnelligkeit der Deindustrialisierung jedoch, der gewaltigen Dimension alter Substanz und angesichts der Notwendigkeit den gewaltigen Arbeitsplatzverlust in der Region zu kompensieren, konnte ihre Arbeit nur begrenzt wirkungsvoll sein. So mussten sie immer wieder massive Verluste bedeutender Industriedenkmale bilanzieren. Hier seien nur zwei Beispiele genannt: „Zeche Jacobi 1/2 in Oberhausen fiel 1974, das Krupp Hauptverwaltungsgebäude in Essen 1976 dem Abbruch zum Opfer.“³

2 Eine Nebenbemerkung des Autors, um die extreme Unterschiedlichkeit der administrativen Ordnung des Raumes von der industriell gewachsenen Ordnung anzudeuten.

3 Axel Föhl, Industriedenkmalpflege im Rheinland, in: Denkmalschutz Informationen 26. Jg. Oktober 2002, S. 79.

Die Industriemuseen wandelten bedeutende Industriebauten in Museen um. Ausgewählte Orte des Industriellen Erbes wurden zu Originalschauplätzen musealer Arbeit und Präsentation der industriellen Vergangenheit der Region. Dabei kann das Westfälische Industriemuseum von seinen insgesamt acht Schauplätzen fünf im Ruhrgebiet vorweisen. Das Verhältnis des Rheinischen Industriemuseums mit nur einem Standort (Zentrale) von insgesamt fünf ist für die Region ein wenig unausgewogener. Abgesehen von der hervorragenden Qualität und Intensität, mit der die beiden Industriemuseen sich um die Darstellung der industriellen Vergangenheit des Ruhrgebietes verdient gemacht haben, ist der Erhalt von insgesamt sechs Standorten in der Region ein sehr begrenzter.⁴

Neben der Wahrnehmung der baukulturellen Qualitäten des industriellen Erbes durch Industriemuseen und Denkmalpflege machten im Jahre 1969 Studenten der Raumplanung an der Universität Dortmund auf die sozialen Qualitäten der alten Arbeitersiedlungen aufmerksam und begleiteten erfolgreich eine Arbeiterinitiative gegen den Abriss der Hoesch-Arbeitersiedlung ‚Sommerberg-Winterberg‘ in Dortmund Hörde. Diese frühe Initiative sollte 1972 wirkungsvolle Nachfolger finden, als eine Gruppe von Studenten und Dozenten der Fachhochschule Bielefeld zur Erhaltung der ältesten Arbeitersiedlung des Ruhrgebietes ‚Eisenheim‘ in Oberhausen eine Arbeiterinitiative zur Rettung der Siedlung gründeten. Man versuchte mit sozial- und kulturpolitischen Argumenten die noch immer bedeutenden Lebenszusammenhänge der Siedlungen als entscheidende Qualität zu begreifen und darzustellen.⁵ Gemeinsam mit den Bewohnern vieler Arbeitersiedlungen gelang es mit dieser Argumentation, eine ganze Reihe von Bergmanns- und Arbeitersiedlungen vor dem Abriss zu bewahren. In der Wahl ihrer Mittel gingen sie dabei auch ungewöhnliche Wege, wie bei ihrem Kampf um den Erhalt der Rheinpreußen Siedlung in Duisburg Hochheide, wo sie nach langem erbitterten Streit im Jahr 1982 in den Hungerstreik vor dem Rathaus Duisburg traten und so erfolgreich für den Erhalt der Siedlung eintraten. In den 70er Jahren erstritten fast 50 Bürgerinitiativen den Erhalt der Hälfte der etwa 2.000 Arbeitersiedlungen im Ruhrgebiet. Noch heute ist das Netz der Initiativen zum Erhalt von Arbeitersiedlungen im Ruhrgebiet aktiv.

IBA Emscher Park

Im Jahre 1989 startete die Landesregierung NRW eine Initiative, zu deren Konzept auch die Strategie des Erhaltens und Umnutzens alter industrieller Bauten gehörte, die Internationale Bauausstellung Emscher Park⁶. Die mittlere Zone des Ruhrgebietes, nördlich und südlich

4 Rheinisches Industriemuseum: www.RIM.LVR.de ;
Westfälisches Industriemuseum: www.LWL.org/LWL/Kultur/Museumstour.

5 Günter Boström, (Hg.), Arbeiterinitiativen im Ruhrgebiet, Berlin 1976.

6 Minister für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr des Landes NRW (Hg.), Internationale Bauausstellung Emscher-Park, Werkstatt für die Zukunft alter Industriegebiete, Düsseldorf 1988.

der Emscher, drohte nach Rückzug der Schwerindustrie in tiefste städtebauliche, soziale und ökologische Probleme zu stürzen. Die Internationale Bauausstellung sollte den zukunftsfähigen Umbau dieser, sich in einem etwa 20 km breiten Streifen von Ost nach West durch die Region ziehenden Zone durch exemplarische, qualitativ sinnvolle und hochwertige Projekte organisieren. Neben dem ökologischen Umbau durch die Renaturierung der Emscher, der Öffnung alter Industriegelände zu Naherholungszwecken in deren durch natürliche Artenfolge entstandenen Grünbereichen, war vor allem die Einbeziehung des industriellen Erbes in die Zukunftsplanung äußerst effektiv für dessen Erhaltung. Zechensiedlungen wurden saniert und mit neuen Erweiterungen vergrößert. Industrielle Bauten, deren Erhalt als undenkbar galt, wurden plötzlich zu Attraktionen der Stadt, die mit Stolz vorgezeigt werden konnten. Der Gasometer von Oberhausen ist dafür das markanteste Beispiel. Dabei orientierten sich die Strategien der IBA Emscher-Park nicht an der zurückschauenden Denkmalpflege sondern benutzten den Hebel der Zukunftsfähigkeit alter Bauten, um beispielsweise das Hüttenwerk Duisburg Meiderich mit seinen Hallen und Hochöfen zu erhalten. Sie sollten ein Teil des Landschaftsparkes werden, der um sie herum für die Bürger Duisburgs und des Ruhrgebietes entstehen sollte. Niemand sollte zunächst Ansprüche zwecks aufwendiger Sanierung der Hochöfen stellen. „Was du heute stehen lässt – kannst du morgen immer noch abreißen“, hielt die IBA Emscher-Park den Kritikern entgegen, die auf Abriss und Neubau analog des Projektes „Autofabrik Opel auf dem ehemaligen Zechengelände Dannenbaum und Bruchstraße“ plädierten. Nachdem der Landschaftspark Duisburg Nord mit seinen Hochöfen für die Öffentlichkeit freigegeben war, begannen die BürgerInnen die Industriekulisse zu schätzen und wollten sie nicht mehr missen. Die denkmalrechtliche Unterschutzstellung der Hochöfen und anderer Bauten stellte sich dann anschließend als wenig problematisch dar. Derweil entstanden zahllose andere Projekte, bei denen es gelang, das industrielle Erbe unter Mitwirkung von Architekten, Eigentümern und Stadtplanern in die Zukunft zu integrieren. Abgesehen vom Lernprozess der Akteure beim Umgang mit alten Industriegebäuden bedeutete diese Strategie die Rettung vieler wichtiger Denkmale,⁷ von denen die Zeche Zollverein Schacht XII, Schacht 1/2 und Kokerei mit der Anerkennung als Welterbestätte, ein herausragendes Beispiel ist.

Eine Fortsetzung der Initiative IBA Emscher-Park mit noch stärkerem Bezug auf das industrielle Erbe hatte keinen Erfolg. Eine Idee, ausgesuchte Bereiche in verschiedenen Städten des Ruhrgebietes, die sowohl Entwicklungsbedarf hatten, als auch auf eine räumlich stark einheitlich industriell geprägte Struktur zurückblicken konnten, fand keinen Zuspruch. Schon der Name der Initiative „Nationalpark Ruhrgebiet“ stieß auf Skepsis und Kritik.

7 www.RouteDerIndustriekultur.de .

Zollverein

Die Zeche Zollverein war eines der bedeutendsten Bergwerke in der Region. Mit fünf Schachtanlagen und einer Großkokerei sind in 150 Jahren etwa 300 Millionen Tonnen Kohle gefördert und weiterverarbeitet worden. Die Stadtteile über dem 13 qkm großen Grubenfeld haben sich – heute bilderbuchartig ablesbar – mit dem Bergwerk entwickelt, dem nahezu 40 % an Grund und Boden gehörte. Auf der Grundlage der Ausbeutung der Steinkohlenlagerstätte hatte sich eine Lebenswelt entwickelt, die über und unter Tage von der Dominanz des Bergwerks charakterisiert war. Wenn es etwas Vergleichbares auf dem Feld der Geschichte zu einem Biotop der Naturkundler gäbe, müsste man diese Lebens- und Arbeitsgefüge rückblickend als ‚Historiotop‘ bezeichnen.

Die Stilllegung Zollvereins begann schon 1967 mit der Einstellung des Abbaus im Nordfeld und der Förderung auf der dazugehörenden Schachtanlage Zollverein 4/11. Der Abbau der dort steil gelagerten Flöze war zu dieser Zeit wirtschaftlich nicht mehr vertretbar. Mit dem Verbund der Bergwerke Norstern/Zollverein 1983 kündigte sich das Ende des Bergbaus der Zeche Zollverein an. Das letztgenannte Bergwerk im Doppelnamen eines Verbundbergwerkes stand immer vor der Stilllegung. Im Dezember 1986 stellte man auf der Schachtanlage Zollverein XII die Förderung ein und das Bergwerk beendete damit seine Arbeit. Die Kokerei Zollverein sollte erst 1993 stillgelegt werden.

Vor allem der Erhalt der Schachtanlage Zollverein XII, als visionäres Ensemble industrieller Rationalisierung Ende der 20er Jahre konzipiert und gestaltet von Fritz Schupp und Martin Kremmer, stand nach der Stilllegung im Blickpunkt. Erste Konzepte zeigten, dass ein gewaltiger Sanierungsaufwand betrieben werden musste um die extrem spezialisierten und gleichzeitig maroden Fassaden für einen Erhalt zu präparieren. Das erste Nutzungskonzept – ein ‚Museum der Arbeit‘ – fand keine ausreichende Unterstützung angesichts der geschätzten Kosten von 100 Millionen DM. Zu dieser Zeit wurden das industrielle Erbe allgemein nicht für Wert befunden, eine solche Investition zu tätigen.

Erst im Rahmen der IBA Emscher-Park wurde Zollverein Schacht 12 zum zentralen Projekt und der Erhalt durch Neunutzung konnte deshalb beginnen. Dabei durfte die vor Ort tätige Gesellschaft ‚Bauhütte Zeche Zollverein Schacht XII GmbH‘ darauf verzichten, einen Gesamtentwicklungsplan zu entwerfen. Stattdessen war das Niveau des Denkmals Richtschnur für eine schrittweise Sanierung von einzelnen Hallen des Ensembles.⁸ Nach zehnjähriger Arbeit waren sieben Hallen und zwei ehemalige Kühltürme saniert, und neue Nutzer eingezogen. Vor allem Design und Kunst waren zwei wichtige Themen für zukünftiges Leben auf Zollverein Schacht XII. Dazu kam ein ständig wachsender Besucherstrom für den ein ‚Museum Zollverein‘ im Wagenumlauf und in der Kohlenwäsche eingerichtet wurde. Was mit

8 Hans Kania/Winfried Knierim, Industriedenkmal Zollverein – die neue Nutzung, Essen 1992, 1995 und 1997.

einem Angebot von zwei Führungen im Monat angefangen hatte, war zu einer Attraktion für 35.000 Besucher geworden und die Nachfrage wuchs ständig. Das Investitionsvolumen dafür wird mit etwa 100 Millionen DM geschätzt.

Inzwischen war die Kokerei Zollverein stillgelegt worden. Dem Land gelang es – wie bei Schacht XII schon zuvor – gegen den harten Widerstand der Stadt Essen auch dieses Industrielle Erbe zu erhalten. Die Kokerei wurde zu einem der Hauptschauplätze der Abschlussveranstaltungen der IBA Emscher-Park im Jahr 1999. Seit der Auflösung der Bauhütte Zollverein sind bis heute keine weiteren größeren Sanierungen erfolgt. Stattdessen wurde zunächst eine Stiftung Zollverein gegründet, die durch intensives Fund-Raising für die wirtschaftlich sichere Betreuung des Zollverein Areals sorgen sollte. Darüber hinaus begann im Jahre 2001 die Entwicklungs-Gesellschaft Zollverein ihre Arbeit. Sie soll heute den Bau und die Planung aller Investitionen und Infrastrukturmaßnahmen auf dem Gelände der Schachtanlage XII, Schacht 1/2 und Kokerei organisieren und verantworten.

Heute, 16 Jahre nach der endgültigen Stilllegung des Bergwerks, ist das ehemalige Industrieareal der ältesten (Schacht 1/2) und jüngsten Schachtanlage Zollvereins (Schacht XII) sowie der Kokerei in die Welterbeliste der UNESCO als industrielle Kulturlandschaft von weltweiter Bedeutung eingetragen. Die Entwicklungsgesellschaft Zollverein versucht auf der Grundlage eines Masterplanes vom Planungsbüro Office for Metropolitan Architecture (OMA) Investitionsgelder von etwa 125 Millionen Euro für die Zukunft des Standortes denkmalverträglich einzusetzen. Es bleibt der Realisierungsphase vorenthalten, wie weit dies den inzwischen zahlreichen Institutionen auf dem Gelände gelingt.

Ob von dem alten ‚Historiotop‘ von Zeche und Gemeinde noch etwas übrig bleibt, was als industrielle Erbschaft erhalten bleibt und mit Stolz vorgezeigt werden kann, bleibt ebenfalls abzuwarten.

Abschließend ist festzustellen, dass die Region an Rhein und Ruhr in den letzten 50 Jahren ihr Gesicht grundlegend verändert hat. Wer heute auch nur ein größeres Panorama der alten industriellen Landschaft sehen will, muss sich schon auf die Suche begeben. Aus der gewaltigen Summe der alten materiellen Substanz der Industrieregion an der Ruhr sind trotzdem viele bedeutende Zeugnisse erhalten geblieben. Leider jedoch spielte bei deren Erhaltung häufiger der Zufall eine Rolle als eine bewusste und planmäßige Auswahl, die geeignet gewesen wäre, den Charakter der alten Industrielandschaft deutlicher zu bewahren. Im Wesentlichen liegt dies daran, dass den Städten und Gemeinden, als verantwortliche Erben der industriellen Vergangenheit, immer ein sehr unterschiedliches organisatorisches und räumliches Raster zu dem der Industrie zugrunde lag. Dementsprechend gelten noch heute die Industriestadtteile als städtebaulich planlos oder auf den alten Industrieflächen wird mit großen Investitionen „Stadt gemacht“. Vielleicht gelingt es einem Zusammenschluss der Ruhrgebietsstädte die industrielle Vergangenheit der Region in ihrer räumlichen Dimension aufzuarbeiten und ein wenig systematischer das industrielle Erbe zu begreifen und darzustellen.

Résumé

Le panorama du vieux paysage industriel ne se rencontre plus que rarement dans le bassin de la Ruhr. Le concept de «patrimoine industriel» inclut les stratégies et les pratiques de la conservation du paysage industriel et de ses monuments. Celle-ci n'est devenue relativement systématique qu'à partir de la fin des années 1960 et elle a conduit à des résultats variés. L'Exposition internationale d'architecture du parc Emscher (IBA) et la mine Zollverein à Essen sont des stratégies importantes et couronnées de succès décrites comme exemples dans l'utilisation du patrimoine industriel. Mais on critique toujours l'absence d'une attention régulière envers les caractéristiques du vieux paysage industriel. La fusion des villes du bassin de la Ruhr, maintes fois discutée (voir les débats des villes de la Ruhr), peut être vue, en dehors de la perspective de l'entretien des monuments, comme la condition d'un traitement judicieux du patrimoine régional.